

Schneesturm im Hochgebirge

Autor(en): **Spitzer, Harald**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **37 (1933-1934)**

Heft 8

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-666820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dr Better säge! Wie werde d'King brülle!" rief Meyeli, „hilf mir uf, g'schwing, g'schwing!" „Soll ih grad mit?" fragte Jakobli, „Bi Vyb u Sterbe nit, es gange all Lüt jetzt heh, ih müßt mi z'Zod schäme; wart e wenig da hinterm Hag, u de chast is Wirtshus, u in ere Stung oder zweue chumm de, wes dr de no Ernst ist."

Und dahin zog Meyeli, wie wenn es dr Vhs-luft trüge; aber ehe es am andern Ende des Einschlags durch den Hag schlupfte, nahm es sich doch Zeit zum Umsehen, ob Jakobli noch da sei oder vielleicht davongelaufen. Der aber stand noch da und sann allem nach, wie es so wunderbar gegangen, wie er gedacht, wenn Gott ihn

liebhätte, so fände er das Mädchen, und wie es fast im selben Augenblick vor ihm gestanden, und zwar da, wo es nicht schicklicher hätte sein können, in einem kleinen Einschlage, ringsum mit Hag eingefast, fast wie hinter einem Umhang, wo sie ungesehen und ungestört miteinander reden konnten, bis sie wußten, sie hatten einander verstanden, und nichts wäre mehr zwischen ihnen, aber jedes im Herzen des andern. Dem sann er lange nach, und es freute ihn, wußte er doch, daß er nicht bloß dem Meyeli, sondern auch Gott lieb war, und schöpfte er daraus das Vertrauen, daß alles noch einen guten Austrag nehmen werde.

Schneesturm im Hochgebirge.

Von Harald Spizer.

Was wissen wir vermöhnte Städter, mit aufgestelltem Mantelkragen vorsichtig durch den quatschigen Schnee der Straßen watend, von den Wintersturmgewalten in den Bergen?

In freundlich leuchtendem Blau strahlt der Frühmorgenhimmel auf den glitzernden Schnee und die silbern schimmernden Felsblöcken.

Das „Guttenberghaus" liegt hinter uns: heiter und selig gleiten wir am Hochplateau des Dachsteinmassivs dahin. Glasig bricht die feine Eiskruste, in die unsere Ski schmale Spuren schneiden; der untere Schnee knurrt gutmütig, wenn ihn die Stöcke anstecken.

Still ruht das Gelände in seiner weißen Unberührtheit, die nur durch die roten Pfeile der Wintermarkierung und, hin und wieder, durch den klappernden Schrei eines aufgeschreckten Eisvogels etwas belebt wird. Die frische Luft ist getränkt mit Ozon, Sonne und Schnee. So weit das Auge reicht: ein unendliches Schneemeer, funkelnd und glänzend.

Stundenlange Fahrt in naturnaher Einsamkeit, die uns mit froher Liebe zum Leben erfüllt, entfaltet und löst; meinen Freund und mich.

Nun haben wir den „Schladminger-Gletscher" erreicht. Nur die etwas überhängende Kollheit und das Gleichmaß seiner Oberfläche unterscheiden ihn von den übrigen Hängen. Keine Spur der grün-blauen, kristallinen Zerklüftung seines Sommerkleides. Keine Spur von Gefahr. Wie eine harmlose Übungswiese gleißt die blendend weiße Decke friedlich im weichen Geflimmer der Schneeluft. Nicht eine einzige Spalte, auch nur

angedeutet, ist zu bemerken; und gerade deshalb sind sie viel gefährlicher als im Sommer...

Noch schüttet die Sonne ihr Lichtgold auf die leuchtende Landschaft.

Aber schon ist der Himmel verfärbt, schon hat sein Blau an Tiefe verloren. Hinter den Berg-rändern türmen sich weißgraue Wolkenballen auf. Schnell schnallen wir unsere Seehundsfelle an, werfen noch rasch einen Blick auf die Karte und verlassen dann die letzte Markierung; auf dem Gletscher müssen wir uns allein zurechtfinden.

In gleichmäßig beschleunigtem Tempo geht es die spaltenarme Seite hinan; stoßweise fliegt der Atem.

Schon ist der Himmel verhangen; durch das flüchtige Vorbeiziehen dünner Wolfenschwaden erscheint uns die verhüllte Sonne als gespenstisch dahineilende Mattscheibe.

Die ersten Windstöße brechen ein, pfeifend und kühl. Nebelfetzen jagen über die Felsspitzen. Es wird dunkel. Immer häufiger und wilder heult der Sturm vorbei. Schneefahnen flattern auf, schlagen zusammen, unheimlich wehende Wände bildend, die im Nu wieder zerreißen.

Wir rasten einen Augenblick, am ganzen Körper dampfend; ziehen Windjacke und Fäustlinge an, setzen Hauben und Schne Brillen auf, und steigen weiter. Die vollen Rucksäcke drücken schwer.

Der Nebel wird dichter, schlägt über uns zusammen, hüllt uns ein; eine dicke, undurchdringliche weißgraue Flut. Sturm braust tobend. Eis-

nadeln prasseln nieder, kreuz und quer; peitschen uns an, brennen die Gesichter auf. Wir müssen die dickbekrusteten Brillen abnehmen, können die Augen kaum offen halten.

Der Berg ist erwacht.

Langsam kommen wir dem Sattel, der den „Schladminger-Gletscher“ vom „Karl-Eisfeld“ trennt, näher.

Bis dort gibt es kein Verirren; wir müssen uns nur dicht am „Gjaidstein“ halten. Eng hintereinander, abwechselnd spurend, feuchen wir den fährtenlosen Gletscher aufwärts.

Endlich wird es ebener. Der Sattel ist erreicht. Hier, auf der Blöße rast das Element mit ungehemmter Wucht, in allen Richtungen, reißend, vernichtend, tobt in wildem Taumel, heulend, johlend; verschlägt uns den Atem, wirft uns zu Boden.

Der entfesselte Berg wütet mit furchtbarer Macht und betäubendem Dröhnen.

Aus ganzen Kräften kämpfen wir gegen die ungebrochenen urstarken Naturgewalten, kommen aber nur mühsam vorwärts. Eisig schneidet die Kälte bis aufs Mark, die nassen Füße erstarrten, die Hände werden steif, das eisbekrustete Gesicht schmerzt unerträglich.

Und dabei ist allergrößte Vorsicht geboten: das „Karl-Eisfeld“ wimmelt an der Ostseite von Spalten, die nicht alle vom Schnee tragfest verlegt sind, und die nach Norden hin unmittelbar zu einem jähem steilen Felsabfall ins „Taubenkar“, eine über hundert Meter tiefe Steinmulde, führen. (Vergangenes Jahr gerieten um dieselbe Monatszeit sieben Münchener Touristen auch in einen Schneesturm und stürzten dort tödlich ab.)

Der Nebel hat sich derart verdichtet, daß wir kaum die Hand vor dem Gesicht erkennen; um uns nicht zu verlieren, seilen wir uns an. Kompaß und Karte hat der Sturm entrisen.

Plötzlich setzt eine Sturmflut von ungeheurer Wucht ein und peitscht uns, wie voll gespannte Segel, den Gletscher hinunter, immer weiter hinein, in das gefahrdrohende Nebelmeer. Wir werfen uns nieder, um der Angriffskraft des Sturmstoßes zu entgehen; flach an den Eisschnee gepreßt, brüllen wir einander zu, ohne aber ein Wort zu verstehen. Von Nase und Mund hängen lange Eiszapfen.

Außerst vorsichtig, mit dem Skistöck jeden Schritt genau prüfend, trachten wir aus dem Gefahrenbereich der Spalten zu gelangen, quer über den Gletscher hin. Ohne die geringste Orientierungsmöglichkeit, nur auf die Vorsehung und unseren Instinkt angewiesen; in unmittelbarer Nähe der tiefen finsternen zerklüfteten Spalten, aus deren ewigen Eisgrab es kein Entrinnen gibt. Der Orkan schlägt uns immer wieder nieder, droht uns, vom dicken Eisnebel umbrodeln, zu ersticken.

Wir sind am Ende unserer Kraft. Noch länger gegen den Sturm anzukämpfen, um Schritt für Schritt vorwärtszukommen, würde den sicheren Tod bedeuten. Deswegen entschließen wir uns, die Abfahrt zu wagen; entweder stoßen wir auf die Schutzhütte, oder wir geraten ins Taubenkar...

Im nächsten Augenblick sausen wir schon vom Orkan gepreßt den Gletscher hinunter, als ob wir in Wolken flögen; durch das Seil verbunden: einmal stürz ich, dann stürzt mein Freund, dann wieder stürzen wir beide zugleich; Aufrichten — Abfahrt — Sturz, Aufrichten — Abfahrt — Sturz, ununterbrochen.

Höchste Spannung peitscht unsere erschlafften Körper auf, stärkste Lebensucht durchströmt uns!

Da — liegen wir beide auf der Nase!

Das Gelände steigt unvermittelt steil und felsig an!

Hurra!

Wir sind auf der richtigen Seite, es ist der Felskogel, auf dem die „Simonyhütte“ steht!

Im Nu hat die Eishölle an Schauerlichkeit verloren.

Wir wittern Schutz.

Wenige Minuten darauf klappern unsere Ski gegen die Lüre der Schutzhütte, deren kaum angedeutete Silhouette wir plötzlich, dicht vor uns erkennen.

Dann schütteln wir dem Hüttenwart, mit seinen ersten festen Augen im wettergebräunten Berggesicht, freudig und dankbar die Hände.

Warm und weich umfängt uns der Speisengeruch der Hüttenküche, wir spüren einen Holzboden unter uns, hören Menschen reden, sind geborgen.